

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 54 (1950-1951)
Heft: 1

Artikel: Herbst am Zürichsee
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661411>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Landschaft. Der Grundton, die Grundfarbe, die Grundierung (wie die Maler sagen würden), der koloristische Kontrapunkt der Oktoberlandschaft ist rot. Es leuchtet von den Apfelwangen aus dem Grün des Geästes, es leuchtet von spätern Astern, es flammt aus dem Kupfer der welkenden Buchenwälder, und es blutet auch von den wilden Reben, deren Blätter zu Purpur dunkeln. Purpur: wieder ein Oktoberwort in seiner Schwere (das italienische «porpora» zeigt sogar noch die geheimnisvolle O-Verwandtschaft).

Von den wilden Reben und vom Purpur kann man leicht zu der verdächtigen Feststellung kommen, dass im Oktober gelegentlich auch noch eine andere Röte gepflanzt wird: jene, die die Angewohnheit hat, sich auf den Nasen der Weinliebhaber zu zeigen. Man kann sich hierbei auf Keller berufen, der in einem Sonett diese versöhnliche Röte also dezent angetönt hat:

Man merkte, dass der Wein geraten war:
Der alte Bettler wankte aus dem Tor,
Die Wangen blühend, wie ein Rosenflor
Mutwillig flatterte sein Silberhaar.

Will man aber zu dem etwas bedenklichen und den Gesetzen der Aesthetik zuwiderlaufenden Bild der erglühten Nase ein anderes, das klassische Bild finden, so braucht man nur ins Lob einzustimmen, das die Röte des Oktobers aus der satten Röte des Weines widerspiegelt. Der Oktober ist der Monat des Weines, des aus den Reben getropften Blutes; er ist der önologische Monat (das griechische Wort für Wein, oinos, zeigt ein neues Mal das Geisterspiel des O).

Wollte man nun die Weinlieder alle aufzählen, die den Glanz des Oktobers durch den flüssigen Rubin des Weines glänzen sahen: es gäbe eine Sammlung von Telephonbuchdicke. (Der Edelstein Rubin trägt übrigens seinen Namen nach dem lateinischen ruber — rot, rötlich). Auch hier wieder Zusammenhang über Zusammenhang.

Ein Reimwort, das schon unzählige Dichter vermeinten als erste entdeckt und verwendet zu haben, kann sozusagen diesen unheimlichen O-Spuk endgültig zusammenfassen: das Wort Zinnober. Es trägt sieghaft den Reimruf des Oktobers weiter und nennt zugleich, wieder auf eine neue Art, dessen brennende Farbe. Brennen: das ist's! Im Oktober glüht sich das Jahr aus, flammen aus dem Ofen des Sommers her die letzten Feuer. Albin Zollinger, der vor sechs Jahren verstorbene grosse Schweizer Lyriker, sagt es in einer wunderbaren Zeile:

Du indianerrote Wolkensonne
Entzündest wieder Steppenfeuerwonne,
Huronenherbst und Brand im Regenwald.

Und da wäre mit dem Indianerrot eine letzte Nuance des Oktoberrots getroffen. Man nennt ja jene allerletzten warmen Tage, wie sie von solcher Süsse des Vergänglichlichen nur der Oktober schenken kann, geradezu Indianersommer (sein spätes Echo klingt oft noch einmal im Martini-Sömmerchen des Novembers nach). Den Ausdruck «Altweibersommer» soll man nicht des weitern beachten; denn der Oktober hat — auch wenn in seinen sanften Wochen noch einmal, bevor sie hinter den winterlichen Oefen sitzen, die alten Weiber sich in die Sonneninseln an der warmen Mauer flüchten — der Acht-Zehnte, der Oktober hat nicht das geringste Altweiberliche an sich. Er ist stark, mächtig; denn in ihm findet das Jahr der Früchte seine Erfüllung. Er ist ja in der Triade der Herbstmonate der strahlende Mittlere. Und so sagen wir auch für dieses Jahr:

O Herr des Herbstes, lass es doch oktobern,
Und keltere zu Wein den Wunsch der Welt:
Des Jahres Herz im Taumel zu erobern,
Bis jeder Glut und Glanz in Händen hält.

Glut und Glanz: letzter Zuruf nun an seine Majestät, den Oktober. Und damit, denken wir, ist des Grusses an ihn, mit aller nötigen Reverenz, Genüge getan. Hans Schumacher

Herbst am Zürichsee

Ein Hügel voller Sanftmut und schmiegsamer Bescheidenheit — so folgt der Zimmerberg über dem linken Ufer des Zürichsees treulich der Krümmung des Gewässers; er liegt, als sei er vom mächtigen Albis beschützt, wie dessen kleiner Bruder spielend an den Wogen und scheint mit ihnen zu tändeln, wenn da und dort an seinem untersten Saume die hängenden Aeste einer Parkwiese oder

der Kies einer Bootlandestelle ins Verrieseln der Wellen greifen. Hangaufwärts aber gibt er sich dennoch die feinempfindende Würde eines Jünglings, in dessen Antlitz keine Falten sich furchen, wo aber klare Flächen und Linien wohlzogener Art den Glanz des Tages aufnehmen. Wiesen und gepflegte Gärten wölben sich ebenmässig bis zu den Kuppeln empor ...

Dort gleitet der Höhenweg, von Hecke zu Hecke seine Freiheit sich wählend und um die Felder gemächlich ausweichend, als ein helles Band durch den sittsamen Wuchs des Hügelhauptes. An seinen Pfadrändern malen die violetten Flockenblumen und der goldgelbe Hornklee die ersten herbstlichen Farben ins noch sattgrüne Bild der Fluren; bald — wie unerbittlich erfüllt sich die Zeit! — werden auch sie dorren, wenn der Kelch des letzten Bienentranks, die Herbstzeitlose, dem kristallig glitzernden Frühtau sich öffnet.

Der Blick dessen, der besinnlich wandert, sucht auf diesem Wege, von der Weite angezogen, die waldgekrönten Höhen des rechten Seeufers, über denen ein mattblauer Himmel das Blendende des Sommers verloren und einen herbstlichen Dunstschleier über die in der Ferne frühabendlich verdämmernden Gebirge gehängt hat. Er verliert sich eine Weile in den Wolken, die leichtgeflügelt dahintreiben, so dass er kaum bemerkt, wie ihre Spiegelbilder gleich stillen Kähnen in gleicher Richtung den See überqueren; dann aber, indes der behäbige Turm von Kilchberg hinter dem Hügel versinkt und schon der Giebel des Nidelbades aus den Baumkronen stösst, sinkt dieser Blick während des Gehens zurück und wird selber erdenahe. Er entdeckt, von der Fülle des Wirklichen angezogen, jene Dinge, die am Wege liegen, am Wege des Menschenlebens, das dem Orte sich verpflichtet weiss, und er erfasst die herbstlichen Erinnerungen, die das Wesen der Dinge sinnvoll aus- und ihm entgegenströmen . . .

Wie ein leichtfertiger Schnörkel aus biedermeierlicher Zeit klingt schon der Name «Nidelbad». Er erweckt herbstlich satte und ganz und gar irdische Vorstellungen, als sende ein üppig gelebtes Leben seine Ausstrahlungen noch in das fette Wort, das ein Ueberbleibsel ist. So verführt dieser Name ebenso zu falschen Vorstellungen, wenn auch das Jahrhundert, aus dem er stammt, leiblichen Genüssen unbekümmert hingegeben war . . . Hörte man wohl, dass im verwöhnten und überfeinerten Altertum vornehme Römerinnen ihre Schönheit in Milch badeten, so dürfte dennoch nicht daran zu glauben sein, dass im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert ebenso vornehme, jedoch sachlich nüchternere Zürcherinnen in den «Nidel», in ein Rahmbad tauchten . . . Nein, es hat eine ganz andere, ernsthaftere Bewandnis mit diesem verschollenen Bädlein, wo gerade in den Zeiten eines milden Herbstes sich eine vielfältige Gesellschaft getroffen haben mag, und die

Erklärung steigt gleichsam aus dem Boden.

Dort, wo heute eine neuzeitlich denkende Zürcher Gemeinde für ihre Einwohner Pflanzland angelegt hat, dehnte sich damals ein Moorland auf einer ebenen Stufe der Anhöhe aus — der Flurname «im Moos» erinnert daran — und es wurde dereinst hier Torf gegraben, zur «Haab» an den See gebracht und auf die Torfschiffe verladen. Statt der vielen Anwesen und Siedlungshäuser schob ringsum ein Kranz von Torfscheunen niedere Dächer übers Gebälk. Selbst das Haus, in dem Johannes Brahms in den Siebzigerjahren hier wohnte, war ursprünglich ein solcher «Turbenschopf». Das braune Wasser dieses Moorlandes aber bedeutete die «Heilquelle» des Nidelbades; es wurde mit Stecken zu Schaum geschlagen und — in diesen Schaum, den sie sinnigerweise «Nidel» nannten, stiegen die Gäste aus Zürich und der weitem Ostschweiz, im heiteren Glauben, von allen möglichen Gebrechen, besonders von denen ihres Stoffwechsels, Heilung zu finden.

Mochte dieser trübe Schaum ihre Sehnsucht gestillt haben oder nicht — für die Sehnsucht nach Gemütsheiterung und Abwechslung war jedenfalls in den kleinen «Lusthäusern» gesorgt, die dem Bädlein auf der Zimmerberghöhe über Rüslikon angegliedert waren und wo der wahre «Nidel» fraglos zu seinem Rechte kam, neben Spiel und Tanz und dem Wein, den in diese gastlichen Stätten zopfigen Schäkerns und bürgerlicher Wohligkeit kaum das linke, viel eher aber das rechte Ufer des Zürichsees geliefert haben dürfte.

Wenige Rebenflecken, da und dort wie seltsame Antiquitäten zwischen die sich unablässig baulich erneuernden Dörfern gestreut, sind der herkömmliche Beweis, dass früher auch am linken Ufer der Rebbau mit Liebe gepflegt wurde. Auch an diesen Hügeln widerhallten einst in herbstlichen Tagen die Jauchzer der Winzer, und in den Bauernstuben wurde am Abend des letzten Lesetages der «Chrähane» gefeiert. Bei üppigem Mahl mit Gesottenem und Gebratenem, einem stattlichen Festessen, bei dem die Pastete als Jubelstück einer hablichen Küche nie fehlte, vereinigten sich Bauersleute, Knechte, Mägde und das zugezogene Winzervolk, und sie tanzten zur Bauernmusik, bis der Hahn krächte — oder sie krächten selbst wie die Hähne! — dass die währschafte Balkendecke dröhnte. Nicht selten spielte im letzten Jahrhundert noch eine sogenannte «Schwabenmusik» auf,

ein herumziehendes Musikantentrio oder Quartett aus dem Schwäbischen oder Bayrischen, das mit Fiedel, Zither, Hackbrett und anderen volkstümlichen Instrumenten einen aufgelockerten Betrieb in die sonst eher verschlossenen Bauernstuben brachte. Einheimisches Gewächs blieben die Spiele der Jungmannschaft, die mit Pfändern Erheiterung boten und oftmals kleine Eifersüchteleien austragen halfen, wie das «Häkeln», bei dem der Kräftigere den Schwächeren am Finger über die Tischplatte zerrte, und das, wie es heute noch im Appenzellerland gebräuchlich ist, damals auch am Zürichsee beliebt war.

Es störte die Fröhlichkeit der feiernden Winzer am linken Ufer des Zürichsees wenig, wenn der «Ruhm» ihrer Ernte etwas angeschwärzt wurde und, zumal unter dem ja nicht zu entkräftigenden Hinweis auf die Güte eines «Meilemers» oder «Herrlibergers», der Essig des Spottes in den sauren «Bendliker» geschüttet wurde. Sie mögen es eben hingenommen haben und höchstens auch mit gekrümmtem Finger gedroht und «gezäukelt» haben, wenn einer etwa berichtete, der Pfarrherr von Küsnacht habe Klage erhoben, weil ihm eine über den See gespickte Traubenbeere ein Kirchenfenster eingeschlagen habe oder wenn ein besonderer Witzbold behauptete, unter den Jägern sei eine grosse Nachfrage nach solchen Beeren, weil sie, als Flintenkugeln verwendet, eine noch schlagendere Wirkung erzielten als Blei ... Die Derbheit der Uebertreibung, ein bewährter Pfeil auf der Armbrust des Volksspottes, ist vielleicht — neben der tatsächlich «unbezahlbaren» Qualität des Weissen und Roten jener Weinlesen — mit ein Grund dafür gewesen, dass aus den Rebbergen des linken Zürichseeufers Wiesen, Gärten und Pärke wurden. In ihnen allerdings runden sich die Früchte des Landes jeden Herbst zu praller Reife.

Noch einmal gleitet der Blick dessen, der besinnlich wandert, Verganem sich entwindend durch die Weite der Lüfte zu den Höhen und Dörfern des anderen Ufers. Ist es das bevorzugte, das von der Natur als Liebling verwöhnte? Viel vergleichendes Abwägen von hüben und drüben, mit verschmitzter Nebenbuhlerei von hüben und drüben oft unternommen, ist durch eine solche Frage schon angeregt worden ... Das Weinufer sei das sonnigere, das wärmere — eben die Reben seien dafür Zeugen — aber die Sonne blende dort infolge der Spiegelung im See auch heftiger und schmerze die Augen. Das linke Ufer gebe die Schau in die Berge stolzer und weiter frei; auf

dem rechten aber lockten die stattlicheren Waldungen. Das Weinufer habe die menschlichen Werte des Herkömmlichen besser bewahrt; das Ufer des Zimmerberges aber sei fortschrittlicher. So geht gelegentlich das Hin- und Widerreden. Mögen die Meinungen auf- und niederfluten, wie die Seewellen während des Föhns und sich zumindest darin finden, dass hüben und drüben eine gleiche kernige Sprache geredet werde — «Seebuebe, Seerueche!» — mögen die Bewohner auch freundeidgenössisch sich hänseln, das eine ist gewiss, das eine, das dieser Blick in den Herbst begreift: der heimatliche See mit beiden Ufern, die geschwisterlich nicht ohne einander denkbar wären und sich ergänzen als Spangenfassung einer herzhaft und warm im späten Glanz des Jahres schimmernden Kostbarkeit, die Gemeinsamkeit der Ufer hütet eine Seele der Landschaft, die um sich werben lässt und die ihren inneren Reichtum erst ganz erschliesst, wenn über der verschleierte Bläue des Wassers die Baumkronen sich bräunen.

Der Blick in den Herbst ist der Blick in den Sinn des Lebens; Wechsel und Wandel vollenden sich im Sein und in der Zeit, und im letzten Schein eines Jahres offenbart sich sein ganzes Licht.

Oktobermorgen

Von Ruth Blum

Alle Morgen um sieben Uhr wandere ich vom Dorf zur Bahnstation, durch eine stille, herbstliche Landschaft voll zarter Farben. Die Landstrasse ist mit dürren Blättern übersät, faule Aepfel und späte Nüsse liegen an ihren Rändern. Manchmal hängt der Nebel wie ein dünner Schleier über dem weiten Gelände des Tales, und die schöne Silhouette des Randens verschwindet im silbernen Duft. Dann ist die ganze Welt in leise Wehmut gehüllt, der Winter steht wie eine dunkle Drohung hinter den Bergen, und vom hoch gelegenen Pfarrhaus herab klingt die Melodie eines ernsten Gesangbuchliedes, «Harre meine Seele ...» oder «Wie flieht dahin die Menschenzeit ...» Denn der Pfarrherr unseres Dorfes lässt es sich nicht nehmen, seine Schäflein allmorgendlich mit Trompetenschall zu begrüssen! Wenn das Wetter aber lieblich ist, wenn die Sonne heiter